

(Nachdruck verboten.)

5) Der Kampf um Bliestener.

Eine Sommergeschichte von Heinrich Vorhard.

„Det stimmt schon, jatvoll, jatvoll . . . aber . . .“
 „Un so häuslich is det Mädchen und so fleißig un doch ooch schön, nich wahr? . . . Davon will id zwar jarnich reden, denn bei uns Frauen is et jewöhnlich mit de Schönheit aus, wenn wa' n' Mann wechhaben . . . denn brauchen wa ihr nich mehr un denn verwend't die Natur de Schönheit eben anderweitig . . . Die is ja so raffiniert! . . . Na, Justab, hast de Nimm?“

„Zademaßs tragen ma' ja de Augen aus, Tantelen! . . .“
 „Du hast doch nich etwa mit die Meta Zademaß anjesangen?“

„Ja nich . . . Zademaßs mit mir; aber id habe noch keene Traute jehabt; det Mädchen jeht ja noch, wenn se ooch manchmal schon en bisten nach Muttern schmeckt, Herr Zademaß jeht ooch, det's en Waschlappen, der thut, als ob er en Stücke Eisen is, aber die Schwiejemamanta! . . .“

„Un warum haste de nich gleich abjewinkt?“
 „Ach Jott, id habe ma jedacht — dazu hast de imma noch Zeit.“

„Na, Justab, denn hast de wat sehr Dummes jedacht, un recht war's ooch nich . . . nimm's ma nich übel . . . Un den juten Rat will id Dir nur jeben: Laß Dir lieber jeht, un zwar so bald wie möglich, oberflächlich de Augen austragen als nachher jründlich, wenn de doch rinjesfallen bist un in'n Wurfstopp liegt! . . . So! Det sage id als ne Frau, die's Leben kennt . . . aber thu, wat de willst. . .“

„Recht hat se!“
 Bliestener stand in tiefen Gedanken. „Ja, überall hat se recht. . . Frete Schulk is de richtige Frau for mir, det stimmt, un . . .“

„Herrjes, da kommen die Pferde!“ schrie plötzlich Tante Bliestener auf. . . „Herrjes, da is en Unglück passiert! . . . De Kinder! Wenn man nich . . . Ja loof zu de Kinder!“

Die Kinder, welche das Bäckwerk holen sollten, waren augenscheinlich voller Dienstleiser schnurstracks nach dem Kremsler gelaufen, der unweit von dem Vergnügungstotal verlassen im Wald stand. Schnurstracks hinauf auf die Radnabe, auf den Radreifen, auf den Rutscherbod, Kopfüber in den Wagen herunter, durch den Wagen hindurch mit Zohlen und Trampeln un Kreischen . . . wieder heraus . . . nach vorne hingerast un das Spiel von neuem angefangen, Mädchen un Jungen wie freigelassene Affen . . . ungefähr zehnmal hintereinander.

Da verlor das Gesellschaftsspiel aber an Reiz, un Emil Zademaß hätte beinahe schon nach der Storchnesttüte gesucht, wenn nicht Lude Bogler auf den klugen Gedanken gekommen wäre, nach den Mädchen mit Kienäpfeln zu werfen un so den Anstoß zu einer Kienäpfelschlacht gab, die sich gerade zu einer solennen Prügelei ausbilden wollte, als ein Wurf von ungefähr einen der Kremsergäule, welcher friedlich dem gewiß bescheidenen Hochgenusse frischen Grajes nachgingen, traf, un ihn zu einem entsetzlichen Aufhüpfen veranlaßte. Das für alles Gute so empfängliche Kindergemüt hatte sofort davon Kenntnis genommen; bloß eine Minute später hatten die Pferde sich losgerissen un rasten, wild, scheu un toll durch die Kiefern un verschwanden.

Lange, atemlose Stille . . . Dieses Ende hatte keiner erwartet.

„Ja . . . wat nu?“
 Ein Schutz- un Truhbündniß natürlich: §§ 1—12, Wer Matscht, wird verhaun, daß er de Knochen in 'n Däschenduch nach Hause dragen kann.

„So . . . jeht bringen wa det Storchnest hin un machen de Duffligen, versteht Ihr?! . . . Da is ja de Tüte schon . . . Un eener kann ja noch mit so'n ganz zufälliget Schafsjesichte fragen, warum denn eigentlich de Ferde in 'n Stall stehen, die könnten doch recht jut draußen 'n bisten rumweiden . . . Denn wer'n se doch Bunte riechen un die Kester wieder einfangen . . . Det wer'n se schon besorjen, die Mentente is ja nich so jesährlich! . . . Un nu Bertha, kiel mal, ob wer tief!“

„Du sollst doch aber nich naschen, Mutter hat doch . . .“
 „Wat heißt hier „sollen“? Wer hat überhaupt früher wat von „sollen“ jewußt?“

„Du, det sehen 'se aber, wenn de wat abbrichst.“
 „Wat abbrechen? . . . Ja wer ma ja hüten!“
 „Da hüt'st De aber ooch en Schaf.“

„Na ja — det mußte woll jesagt wern. Der Kalauer mußte woll raus aus en Körper, De solltest lieber uffpassen, Lude, als saule Wiße machen, De kannst wat lernen.“

Ganz vorsichtig hob Emil das mürbe Gebäck aus der Tüte heraus un gab es Lude zu halten, kehrte die Tüte um, schüttete die Krümeln bedächtig, damit nur nichts danebenfiel, auf die hohle Hand un klappte sie sich mit einer vielgeübten Handbewegung in den offenen Mund.

Sämtliche Kinder standen interessiert un bewundernd um ihn herum un merkten sich diesen nachahmenswerten Trick für kommende Fälle.

„Nu noch einmal! So'n Storchnest is doch wirklich 'ne wohlthätige Einrichtung, det denkt doch noch wenigstens an de Armen un läßt Unjereenen ooch een paar Krümeln zukommen . . . Au! Lassen Se det sind! . . . Au!“

„Da hast De noch eens, Du niederträchtiger Schlingel!“
 „Nu! . . . Wat fällt Ihnen denn eijentlich ein . . . Sie . . . Sie . . . Sie . . . Watten Se man, wenn id Ihnen mal unter de Finger krieje!“

Wie ein Habicht unter die Tauben war Fräulein Bliestener zwischen sie gefahren un war mit einem richtigen Blick auf Emil Zademaß niedergestosen.

Jaß stoben die Kinder auseinander. Lude Bogler lieb dabei vor Schreck das Storchnest fallen, un was dabei nicht zerbrach, vernichtete Bertha Zademaß, die in wilder Flucht darauf trat. Angstvoll verkrochen sich unzählige Storchnesttrümmer in das weiche Moos.

„Wat habt Ihr mit de Ferde jemacht? . . . Das kann ja det jrößte Unjüd jeben!“

„Wat jeht en Sie det an! Sie haben wohl ooch mitzureden?“

Emil verlegte sich auf Frechheit, da er sich nicht losbreizen konnte.

„Wer is et jewesen, frag ich?“
 „Sie sind't jewesen! . . . Wo se Ihr verschrumpeltet Bäckflaumenjesichte jesehn haben, sind se durchjehangen!“

Schwab—schwab, bekam er sein Teil.
 „Bäckflaumenjesichte!“ brüllte der Chorus im Umkreis . . .
 „Ollert Bäckflaumenjesichte!“

„Jeht konnust de gleich mit zu Deine Mutter, die wird Da schon de Flötentöne beibringen . . . Du bist mir ja ein ganz nichtsruhiger . . .“

„Lassen Se gleich meinen Jungen los! . . . Wat fällt Ihnen ein?! . . .“

Das war die Mutter.
 Emil fing plötzlich herzbrechend zu heulen an.

„Se hat en imma mit de Faust auf en Kopp jeschlagen!“ schrie der Chorus.

„Wat haben Se? . . . Wat? . . . Det besorj id Ihnen! . . . Det jiebt en paar Monate! . . . Verstehn Se, bei Wasser un Brot, verstehn Se?! . . . Schlägt hier uff det schwache Kind ein, als ob et kalt Eisen is. So weit sind wa Jottseidant noch nich in Preußen, det wa uns jowat zu jesallen zu lassen brauchen von sonne olle Kanaille . . . Det is ja noch über Rußland un de Barbarei! . . . Wat meinen Se zu det Weibstüd!“

„Haben Se jehört, Kanaille hat se gesagt, olle Kanaille . . . Wenn man nur nach's Rechte jieht, wenn man . . .“

„Un wat haben Se denn hier mit's Storchnest jemacht? . . . he? . . . Det hat se Dir woll wejnehmen wollen, Emil? . . . Damit se morgen wat in 'n Kaffee zu stippen hat?! . . . Een andermal sagen Se mir det Lieber, denn jeb' id Ihnen Sechs-dreier for'n paar alte Schrippen . . . Oder können Se die nich mehr beizen? . . . Storchnest is woll besser, wat? . . .“

„Frau Zademaß, id verjeße mir! Nich ne fremde Sted-nadel rühr' id an, un da machen Se mir hier zu ne Diebin? . . . Sie sind wert, daß Se jemanzepiert wer'n, det Se, id wechjanich — —“

Gustav Bliestener war, während seine Tante nach dem Wagen rannte un nach den Kindern zu sehen, hinter dem

einen Pferd hergelaufen, welches kopflos seinen Weg geradezu auf die lagernde Gesellschaft nahm. Leider vergönnen es die Thatsachen nicht, eine poetische Beschreibung folgen zu lassen von der wunderbaren Errettung Grethes durch die übermenschlich kühne That des Helden, von ihrer tiefen Ohnmacht und dem glückseligen Erwachen in den Armen des Stillgeliebten.

Gustav Bliesener that entschieden, was er konnte, er griff nach dem lang nachschleppenden Zügel, ruckte und zerrte daran und ließ sich als Hemmschuh mit schleifen, aber poetisch sah er nicht aus und besonders nicht, als er dabei an eine Baumwurzel stieß, vornüber purzelte und die weitere Tour auf dem Bauche machte, bis der geängstigte Klepper endlich zitternd zwanzig Schritt vor der kreischenden Gesellschaft stillstand.

„Sie haben sich doch nicht jethan? Herr Bliesener, Herr Bliesener!“

„Aber im Tejeuteil . . . War sojar sehr jut for de Verdauung!“

„Se liejen doch aber platt, wie'n Eierkuchen? . . . Dhut Ihnen wat weh!“

„Meine Damen, drehn Se sich nur een Dogenblick um, denn wird sich die Eierkuchenlage schon jeben! . . . Menschens-Kinder, id kann doch nich uffstehn, man kann doch nie wissen, wat einen bei sonne Fahrt von de Loden wechjeschliffen is!“

„Zott, Zott, die schöne weiße Weste! . . . Lauter grüne Frazslecke! . . . Nich zu jebrauchen mehr!“

Fräulein Piele lachte wie nicht geschent, „se konnte sich über sowat zu sehr amesieren!“

„Du lieber Himmel!“ schrie plötzlich Frau Bademack auf: „Ja stehe hier rum, um meine zwee Kinder sind womöglich schon . . . Und Du natierlich siht hier ooch lieber bei's Bier, damit de Lonne nich wechkommt! . . . Meine Kinder!“

Damit stürmte sie und ein kleines Gefolge von ängstlichen Gemütern fort. Die andern waren nicht gerade sehr besorgt.

„Mit den Jadenärmel sehn Se ooch sehr elejant aus, Bliesener,“ sagte der junge Herr Vogler in Seelenruhe. „Der is janich kaput, janich!“

„Ja wahrhaftig! Ei Donnerwetter nich noch mal!“

„Et is man bloß de Nat, det is nich schlumm, Herr Bliesener“ beruhigte Fräulein Schulz.

Bliesener schob ein Gedanke durch den Kopf, er wollte ein kleines Gottesurteil arrangieren:

„Na, nu wer id mal sehn, wen id heiraten kann! Wer hat an Nadel um Zwirn heite jedacht?“

„Ja — id!“ rief Herr Mitschke und war mithin Heiratskandidat. Als sorgsamer Junggeselle hatte er das immer bei sich; Fingerhut brauchte er natürlich nicht.

Er kam nicht in Betracht.

„Wo! Umjesehrt is eher richtig! Die würde mir kommen, wenn id det verlangte!“

„Wo! Umjesehrt is eher richtig! Die würde mir kommen, wenn id det verlangte!“

„Wo! Umjesehrt is eher richtig! Die würde mir kommen, wenn id det verlangte!“

„Wo! Umjesehrt is eher richtig! Die würde mir kommen, wenn id det verlangte!“

„Wo! Umjesehrt is eher richtig! Die würde mir kommen, wenn id det verlangte!“

„Wo! Umjesehrt is eher richtig! Die würde mir kommen, wenn id det verlangte!“

„Wo! Umjesehrt is eher richtig! Die würde mir kommen, wenn id det verlangte!“

„Wo! Umjesehrt is eher richtig! Die würde mir kommen, wenn id det verlangte!“

„Wo! Umjesehrt is eher richtig! Die würde mir kommen, wenn id det verlangte!“

„Wo! Umjesehrt is eher richtig! Die würde mir kommen, wenn id det verlangte!“

„Wo! Umjesehrt is eher richtig! Die würde mir kommen, wenn id det verlangte!“

„Wo! Umjesehrt is eher richtig! Die würde mir kommen, wenn id det verlangte!“

„Wo! Umjesehrt is eher richtig! Die würde mir kommen, wenn id det verlangte!“

„Wo! Umjesehrt is eher richtig! Die würde mir kommen, wenn id det verlangte!“

„Wo! Umjesehrt is eher richtig! Die würde mir kommen, wenn id det verlangte!“

„Wo! Umjesehrt is eher richtig! Die würde mir kommen, wenn id det verlangte!“

„Wo! Umjesehrt is eher richtig! Die würde mir kommen, wenn id det verlangte!“

„Wo! Umjesehrt is eher richtig! Die würde mir kommen, wenn id det verlangte!“

Das rote Plakat.

Aus dem Polnischen des Sigmund Riedziewicki.

Um zehn Uhr morgens lag es bereits auf dem Redaktionstische des „Volksfreund“. Es war ein umfangreiches Plakat mit riesengroßen schwarzen Buchstaben auf grellrotem Grunde, ein Plakat, das bereits an allen Anschlagstangen prangte und die „Genossen und Genossinnen“ zu einer Volksversammlung berief. Gegenstand der Beratungen: die durch Ueberschwemmungen, Hungeresnot, Epidemien und Stagnation im Handel heimgesuchten Provinzen. Der Lokal-Reporter, der zuerst nach dem Plakat gegriffen hatte, legte es nach einem flüchtigen Blick auf den Tisch des noch schlafenden Nachbarn. Der genaue Bericht über den Verlauf der Versammlung, den ihm die Polizei am folgenden Tage zuschicken würde, entloh ihn der Mühe, selbst darüber zu schreiben. Einige Augenblicke später kam der Kollege und blieb stumm vor dem bedeutungsvollen Plakate stehen, als der Telegraphenbote einen ganzen Stoß ausländischer Depeschen, die überseht werden mußten, vor ihm hinlegte. Mit einem Seufzer schob er das Plakat hastig auf den nächsten Tisch und in dieser Weise wanderte es von Tisch zu Tisch, bis es auf den des Vice-Chefs zu liegen kam. Dieser stieß einen halblauten Fluch hervor, als er des roten Bogens gewahr wurde, von dem eine förmliche Lohse ins Redaktionszimmer schlug, und dessen schwarze Lettern gleich kampferregten Reden in die Augen sprangen. Er hatte es stets vermieden, der heißen Frage der roten Plakate ins Auge zu sehen, die feindlichen Kriegesfäden gleich den idyllischen Frieden des Ortes bedrohten, die bequemen Einwohner mit Schrecken erfüllten, die Bureauratie aus ihrem Schlummer erweckten und dem schmerzträchtigen Merus Schwindel verursachten.

„Das fehlte mir noch!“ rief er und erging sich in wehmütigen Klagen über die Schwierigkeiten der Vertretung eines Chefredacteurs und das Medigieren eines Blattes im Sommer.

„Was nun beginnen?“ . . . Noch vor drei Tagen hatte der Chef einen Artikel über die traurige Lage der Provinz-Bevölkerung verprochen, aber keinen geschrieben. Alle Blätter hatten etwas gebracht, nur der „Volksfreund“ nicht. „Wenn die Socialisten die Gelegenheit benutzen und zeigen wollen, wie wir das Volk in Schutz nehmen, dann wird's auf der Versammlung schöne Liebe für uns absegen!“

In der Hoffnung, mit diesen Worten den gebührenden Eifer für die Volkssache im Herzen der Kollegen erweckt zu haben, wandte sich der Vice-Chef an seinen Nachbar, der eben in's Lesen vertieft, sich gar oft über Mangel an Stoff zu beklagen pflegte.

„Herr Kollege, würden Sie nicht etwas darüber schreiben?“

Der Gefragte, der einen flüchtigen Blick auf das Plakat geworfen, entgegnete kurz:

„Nicht mein Ressort!“

Der Vice-Chef schob mit einer Geberde stiller Aufmunterung das Plakat einem andern hin, der aufs Schreiben verfaßten, immer bereit war, eine ganze Nummer selbst zu füllen.

„Ich habe erst die Hälfte meines Artikels“, sagte dieser, „und werde kaum vor Mittag damit fertig sein.“

„Dann vielleicht einer der anderen Herren?“

Kein einziger wollte sich der Aufgabe unterziehen. Die einen bearbeiteten die chinesische Frage, die andern schwigten über Theater-Revisionen, einem dritten schien das Thema zu alarmierend, ein vierter wagte es nicht, statt des Chefredacteurs die Feder zu ergreifen, und im Grunde genommen — schrien sie alle vor der roten Farbe des Plakats zurück.

Der arme Vice schäumte vor Wut. „Sie machen sich über mich lustig“ — dachte er — „niemand will schreiben. Jeder sucht Ausflüchte . . . Soll ich denn alles selber thun?“

Da, mit einem Male erschien der Chef, den Krankheit mehrere Tage vom Bureau ferngehalten hatte.

„Um was handelt es sich?“ fragte er freudestrahlend, alle mit der Herzlichkeit eines Genesenen begrüßend.

„Ach, ich bin in großer Verlegenheit! Die Socialisten veranstalten eine Versammlung . . . Sehen Sie sich das Plakat an . . . Und da der „Volksfreund“ noch nichts darüber gebracht hat, werden sie wieder einmal sich ausschütten . . .“

Der Chef mußte herzlich lachen.

„Was gehen den „Volksfreund“ die Socialisten an?“

„Wahrhaftig! . . . Diese einfache, treffende Bemerkung, die mit einem Schlag die verwinkelte Frage zu lösen schien, übte auf alle eine verblüffende Wirkung.“

Natürlich! . . . Wozu sich den Kopf zerbrechen? . . . Denn thatsächlich, was gehen den „Volksfreund“ die Socialisten an?

Wohl sind Volksfreund und Socialisten Freunde des Volles, aber es sind zwei ganz verschiedene Völker, dieses Volk des Volksfreundes und das der Socialisten; die verhalten sich zu einander wie Himmel und Erde. Vor allem ist das Volk der Socialisten kein Volk im eigentlichen Sinne dieses Wortes, sondern eine böartige, wilde, ungeschlagte Meute. Das einzig wahre, achtungswerte und ehrbare Volk ist jenes, das den „Volksfreund“ liebt und zu dessen Fahne schwört . . . Jenes andere Volk ist ein Volk von Usurpatoren, ein Pseudo-Volk und muß als solches bekämpft und ausgerottet werden.

Hiermit war die Angelegenheit erledigt. Das rote Plakat, das infolge seiner Wanderung von Hand zu Hand zahllose Klisse und

(Fortsetzung folgt.)

Risse bekommen hatte, lag zu Lode verurteilt auf dem staubigen Boden der Redaktionsstube.

Da ging plötzlich die Thür auf, und auf der Schwelle erschien ein Dienstmann, schwer unter der Last einer hölzernen Kiste leuchtend, auf der mit schwarzer Farbe eine Flasche gemalt war.

„Aha! Himmels Schnapsproben!“ rief der Chef animiert aus, indem er dem Boten einen Brief abnahm und ihn mit einem guten Trinkgeld, sowie mit einer „herzlichen Empfehlung“ an den Herrn abfertigte. Mit rührender Sorgfalt, ja mit einer gewissen Pietät ward die Sendung allseits betrachtet und befühl, während der Chef, nachdem er den Brief gelesen, leise vor sich hinbrumnte:

„Ein Wiedermann, dieser Kimmel, der soll mir noch vor den Feiertagen seine Kellame bekommen!“

Kimmel pflegte nämlich der Redaktion des „Volksfreund“ mehrmals im Jahre je 25 Flaschen seines Schnapses zu schicken, welches Erzeugnis von den „begeisterten“ Mitarbeitern des Blattes in den Himmel erhoben wurde. In diesem Augenblick hochte ein jeder an seinem Tische und berechnete auf dem Zeitungsrande, wieviel Flaschen beim gegenwärtigen Personal auf jeden kommen müßten.

Als nach Verlauf einiger Minuten der Chef mit einem Blatte Papier in der Hand an dem Fensterrahmen der Druckerei im Hauptsaale erschien, ward er von allen zugleich umringt.

„Hier, eine kleine Kellame für Kimmel . . .“ sagte der eine, sein Papier hinreichend.

„So? Ich habe auch eine geschrieben,“ ließ sich ein zweiter vernehmen.

„Auch ich!“ rief voll Erstaunen ein dritter, und „auch ich!“ hallte es im Chöre wieder.

Alle hatten sie geschrieben! Alle ohne Ausnahme harrten mit ihrem Biß der Approbation des Chefs — ganz wie bei einem Preisauschreiben.

Der Chefredacteur brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Wie?“ rief er, „meine Herren Sie haben wirklich alle geschrieben?! . . . Wie machen wir das nun?“ . . . denn sehen Sie . . . ich, ich habe nämlich auch geschrieben!“

Und er hielt sein Blatt Papier in die Höhe, während er so eben auf dem purpurroten Plakate stand, über das sein Einziger hatte schreiben wollen, wie ein stolzer Ueberwinder auf dem Leichnam des erschlagenen Gegners. —

Kleines Heuilleton.

o. Ein eigenartiger studentischer Brauch im Mittelalter war die „Deposition“, die die Stelle der heutigen Inmatriculation vertrat. Die ältesten gedruckten Quellen zur Geschichte des deutschen Studententums, mit denen sich Fabricius im neuesten Heft der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ eingehend befaßt, beschäftigen sich fast ausschließlich mit ihr. Die mittelalterlichen Universitäten waren nach ihrer äußeren Stellung im socialen Leben Schutzhäuser; der Name bedeutete nicht etwa, wie wir ihn heute wohl deuten, universitas scientiarum (Gesamtheit der Wissenschaften), sondern eine „Genossenschaft“ von Leuten, die durch eine abschließende Organisation, durch Erwerbung von Privilegien sich eine gesonderte Stellung erworben haben. Als Gilde bezweckte die Universität im Mittelalter in erster Linie den Schutz ihrer Angehörigen innerhalb der Stadt, in der sie eine isolierte Gruppe bildeten. Wie alle Gilden hatten auch sie ihre Neulingsaufnahmen, und aus diesen hat sich mit der Zeit die Deposition entwickelt. Der Neuling, der „Bean“, — der Fuchs, wie wir heute sagen würden — wird in ihr als unmensliche Bestie dargestellt, die durch symbolische Handlungen in einen gestitteten Menschen umgewandelt wird. Vor der Reformationszeit geschah dies durch allerlei Redereien und Quälereien, und zum Schluß erfolgte die feierliche Absolution vom Beanismus, die mit der auf den Tausend anspielenden Darreichung von Salz und Wein verbunden war. Im Beginn des 16. Jahrhunderts fanden ähnliche Gebräuche, wie sie von den Handwerkern schon lange geübt wurden, Eingang bei der Deposition: mit allerlei unförmlichem Handwerkzeug aus Holz, mit Beil, Säge, Hobel und dergleichen wurde der Bean bearbeitet, um ihn in eine menschenwürdige Form zu bringen. Die Abnahme oder Ablegung (daher der Name depositio) der Bachantenhörner und die feierliche Absolution bildeten stets den Kernpunkt der Handlung. Die Absolution entsprach genau dem heutigen Reife-Examen; es ist daher verständlich, daß sich die Universität durch einen von ihr angestellten Depositor und durch den Dekan der philosophischen Fakultät offiziell beteiligte. Aus der reichhaltigen Litteratur über diesen Brauch, die mit einem in Heidelberg 1487 entstandenen, in fünf Drucken erhaltenen Manuale scholarium beginnt, hat besonders eine Schrift von Professor Johannes Dindel (1569) Interesse, die zwar ein Plagiat nach einer älteren Quelle ist, aber doch in vier Holzschnitten die ältesten bildlichen Darstellungen enthält. Diese sind sehr charakteristisch: Man sieht den Einzug des vermunnten Depositors mit seinen vermunnten Gehilfen (Studenten), die das Werkzeug tragen und den gefesselten Bean mit sich führen. Dem Bean hängt ein unförmlicher Rosenkranz an Arme. Das zweite Bild zeigt, wie dem Bean die Bachantenhörner mit einem mächtigen Schleifstein abgeschliffen werden, dann wird er mit der Art behauen, mit der Zahnzange wird ihm das Ausziehen des Bachantenzahnes androht; schließlich wird er gehobelt. Säge, Zirkel, Penmal und Tintenfaß, die ebenfalls zur Vegetation dienen, liegen dabei. Auch „poetisch“ ist der Brauch verherrlicht worden,

und nicht weniger hat er zu Satiren Anlaß gegeben. Zu erwähnen ist das Opus eines Nürnberger Meisterfingers Wilhelm Weber (1637), der sich in Altortf deponieren ließ und seine Erlebnisse dann in einem Gedicht schilderte. Er war auf diesen Akt sehr stolz; in der That galt damals die Deposition gewissermaßen als gesellschaftliche Legitimation; von Adel und Bürgerstand wurden sie geradezu für die einfachste und wohlfeilste Art, ihre heranwachsenden Söhne in die Gesellschaft einzuführen, gehalten. Bis nach Upsala hinauf war der Brauch verbreitet. Erst im Laufe des vorigen Jahrhunderts verschwand er in demselben Maße wie sich das Mittelschulwesen hob und die Eintrittsbedingungen für die Universität gesetzlich geregelt wurden, aber noch lange hielt man an einigen Orten einen Schein davon aufrecht, um die daran geknüpften Gebühren weiterhin erheben zu können. Sprachliche Erinnerungen leben noch fort in den Ausdrücken „sich die Hörner ablaufen oder abstoßen“ oder wenn man von einem „ungehobelten“ oder „ungeschliffenen“ Menschen spricht. Eine Kunst hat übrigens ihre Gesellenweihe direkt an akademischen nachgebildet: die Buchdruckerzunft, die von Anfang an in so engem Verhältnis zu der Universität stand, daß es bis Ende des vorigen Jahrhunderts die Regel war, ihre Angehörigen in den Universitätsstädten in die Matricel einzutragen und sie damit in die akademische Gerichtsbarkeit aufzunehmen. Die Buchdrucker haben ihre humorvolle Deposition noch lange erhalten. —

Litterarisches.

II. Roman Schaich: Armut. Schauspiel in drei Aufzügen. (Leipzig, Otto Weber.) — Vom litterarischen Standpunkte aus kann dieses Stück überhaupt nicht beurteilt werden; mit der Litteratur hat es nichts zu thun. Zu Jiffands Zeiten hätte man dieses Schauspiel begriffen, wenn man sich auch schon damals über die unglaublich schlechte Maße beklagt hätte. Der bankrotte Familienvater, der nur durch eine reiche Heirat seiner edelmütigen Tochter gerettet werden kann, das an sich gäbe schon ein langweiliges, schlechtes Stück; in der Hand des Verfassers ist es eine unfreiwillige Pöffe geworden, der man den Titel geben könnte: „Wo ist der Bräutigam?“ Der alte Restroy pflegte bei den Jiffandschen Banknotenschauspielen den Rat zu erteilen, nach dem ersten Akt eine Kollekte im Parkett für den Bankrotteur zu veranstalten, damit die Geschichte ein Ende habe. Bei Herrn Schaich würde das gar nichts nützen; denn der hört darin noch lange nicht auf. Freilich wußte Restroy noch nichts von „demokratischen“ Tendenzen, von edlen Jünglingen, die nach ihren eigenen wiederholten Versicherungen „voll Mut, Talent, Energie“ sind, von Geldgebern, die sich als gefallene Staatsmänner entpuppen, heimlich durch ihre Buhergeschäfte die Gesellschaftsordnung untergraben, — es lohnt sich wahrhaftig nicht, den Unsim noch zu analysieren. Nicht einmal als lomijsche Lektüre können wir dieses ernstgemeinte Schauspiel unseren Lesern empfehlen. —

Erziehung und Unterricht.

18. Ihr hundertjähriges Bestehen können in diesem Jahre die Berliner Fortbildungsschulen feiern. Es war im Jahre 1798, als im Kopfe „gutgesimter Bürger“ zuerst die Idee entstand, durch Errichtung einer „Sonntagschule“ für die geistige Fortbildung der „Lehrburschen“ zu sorgen. Im Januar 1799 konnte die „erste Berliner Sonntagschule“ bereits eröffnet werden, und zwar „im Hause des Schullehrers Herrn Köbke in der Markgrafenstraße, der Junkerstraße gegenüber.“ Der Unterrichtsplan umfaßte zunächst die einfachsten Gegenstände der Elementarschule, Lesen, Rechnen und Schreiben. Das Lehrgeld sollte jährlich zwei Thaler betragen und mußte vierteljährlich mit 12 Groschen im Voraus entrichtet werden. Die Unterrichtszeit war auf den Sonntag verlegt, weil das „für die Umstände der an diesem Tage ganz müßigen Lehrlinge der Professionisten“ als passendste Zeit erschien. Ursprünglich hatte man bei Errichtung der Schule bloß an Lehrlinge gedacht; kaum aber nahe der Plan der Verwirklichung, so äußerten — nach einer Mitteilung des Herrn Köbke in den „Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg“ vom Jahre 1799 — auch viele Handwerkergehilfen den Wunsch, an diesem Unterrichte teilzunehmen. „Sie beauernten aber, daß dieses für sie unter einer Anzahl von Lehrburschen nicht wohl angehe.“ „Um nun,“ fährt K. fort, „den Wunsch dieser guten Leute, dieser Gesellen, von welcher Profession sie auch sind, zu befriedigen, bin ich entschlossen, ihnen in meiner Wohnung des Abends von 7—9 Uhr 1. im Lesen, 2. im Schön- und Nichtigschreiben, 3. im Rechnen und 4. im Aufsehen der Rechnungen, Quittungen, Briefe usw. Unterricht zu erteilen. Wenn sich soviel Gesellen als Teilnehmer finden, wie bei gedachter Sonntagschule, ist die Bedingung für den Unterricht jener gleich.“ Es fanden sich in der That „so viel“, und wie man in einer späteren Notiz liest, konnte die Sonntagschule mit 26 Lehrlingen, der Montagsunterricht mit 28 Gesellen eröffnet werden. Als Lehrer wirkten neben Köbke die Herren Engel und Heingelmann vom Schindlerischen Waisenhaus, die sich erboten hatten, unentgeltlich Unterricht zu erteilen. Buchhändler schenkten der Anstalt die nötigen Unterrichtsbücher, einige Buchbinder erbieten sich, die geschenkten Bücher unentgeltlich zu binden. Von anderer Seite floßen ihr reiche Geldmittel zu; vor allen zählte der Freund Lessings, der Buchhändler Nicolai in der Brüderstraße, zu ihren eifrigsten Förderern. —

Anthropologisches.

ss. Massenkrankheiten. Nicht alle Menschen sind für die verschiedenen Krankheiten gleich empfänglich. Diese Thatsache

hängt aber nicht nur von dem Gesundheitszustande des Einzelnen ab, sondern auch unter den verschiedenen Völkern besteht ein verschiedenes Verhalten gegen gewisse Krankheiten, das in Zusammenhang mit den Rasseeigentümlichkeiten steht. Ein englischer Forscher Namens Parr hat kürzlich im „British Medical Journal“ eine interessante Untersuchung darüber veröffentlicht, in welcher Weise sich die verschiedenen Menschenrassen zu einem bestimmten Leiden verhalten. Er wählte dazu eine weitverbreitete Augenkrankheit, das sogenannte Trachom, eine Art der berichtigten ägyptischen Augenkrankheit. Wie die meisten Augenkrankheiten, so wird auch das Trachom besonders von Leuten erworben, die sich keiner genügenden Reinlichkeit mit Bezug auf ihren Körper und auf ihre Wohnung befleißigen. Um so merkwürdiger muß es erscheinen, daß gewisse Völker, die in den unfaubersten und elendesten Verhältnissen leben, für jene Augenkrankheit ganz unzugänglich sind. Bei dem Stamme der Langmatwagas, die bei der kanadischen Stadt Montreal am Lorenz-Strom sumpfige Niederungen bewohnen, wo viele Krankheiten und gerade auch Augenleiden vorherrschen, ist noch niemals ein Fall von Trachom beobachtet worden. Man könnte nun meinen, das läge daran, daß der Keim der Krankheit eben in solchen Gegenden nicht vorhanden wäre. Das kann aber nicht der Grund sein, denn in dem kanadischen Bezirk Manitoba leben die eingeborenen Stämme unter denselben Verhältnissen zusammen mit russischen Neimoniten, und bei letzteren ist die ägyptische Augenkrankheit sehr häufig, bei den Eingeborenen dagegen ganz unbekannt. So sind auch die Indianerstämme in Kanada gegen das Trachom durchaus gefeit, während die Indianer der Vereinigten Staaten, die zu einer anderen Rasse gehören, sich nicht des gleichen Vorzugs erfreuen. Auch die Neger besitzen eine sehr geringe Neigung zu der Erwerbung des Leidens und in den Vereinigten Staaten kommt fast nie ein Fall von Trachom unter der schwarzen Bevölkerung vor. Das zeigte sich besonders deutlich im Jahre 1896 bei dem Bau einer Eisenbahnlinie in Tennessee, indem dabei unter den weißen Arbeitern zahlreiche Fälle von Trachom eintraten und bei den Negern kein einziger, während doch alle Arbeiter unter genau denselben Bedingungen lebten und höchstens seitens der Neger die gesundheitlichen Anforderungen weniger berücksichtigt wurden. Der Neger ist also im allgemeinen gegen die Krankheit immun, und er wird für sie erst zugänglich, wenn sein Blut mit dem anderer Stämme vermischt wird, wie bei den Mulatten. Bei der weißen Rasse ist die Empfänglichkeit verschieden. Juden, Polen, Italiener und Iren sind dem Leiden mehr unterworfen als die anderen Völker. Unter den europäischen Ländern sind die südlichen am meisten damit geplagt, vor allem Griechenland, Portugal und ganz besonders Rumänien, wo über die Hälfte aller Augenkrankheiten dem Trachom zuzuschreiben sind. Keine Rasse aber wird schwerer davon heimgesucht als die gelbe, und zwar sowohl Chinesen wie Japaner. In Süd-China bestehen über drei Viertel aller Augenleiden in ägyptischer Krankheit und in der japanischen Hauptstadt fast ebensoviele. In denselben Maße grassiert die Krankheit in den Chinesen-Vierteln der westamerikanischen Städte. Auch das Klima: Staub, Hitze, grelles Licht, große Trockenheit der Luft, sind Förderer des Leidens, aber die Empfänglichkeit der Rasse spielt die Hauptrolle bei ihrer Verbreitung.

Astronomisches.

t. Weiße Flecken auf dem Jupiter hat der Astronom Philipp Gauth von der Privat-Sternwarte in Landstuhl entdeckt. Sie bestehen in zwei außerordentlich glänzenden Flecken auf der Nordhälfte des Planeten und sind von so auffälliger Art, wie man sie seit wenigstens drei Jahren nicht gesehen hat. Sie machen natürlich die Achsenumdrehung des Planeten mit, scheinen aber außerdem noch eine eigene Bewegung zu haben, die in derselben Richtung wie die Notation des Planeten vor sich geht. Der größere der Flecken passierte am 18. Mai den mittleren Meridian der Jupiter-Scheibe und muß nach den Zeitbestimmungen eine Eigenbewegung von einem Grad in drei Tagen besitzen, er mißt 4 Sekunden im Durchmesser. Der kleinere Fleck folgt dem größeren in einem Abstände von etwas mehr als einem Grade und im gleichen Abstände vom Jupiter-Äquator, er ist ein wenig mehr als halb so groß und besitzt auch eine langsamere Bewegung. Gauth macht darauf aufmerksam, daß der Planet jetzt einen sehr ähnlichen Anblick gewährt wie im Jahre 1897, jedoch erscheint seine Oberfläche noch stärker zerklüftet als damals. Am 18. Mai sah Gauth deutlich 27 verschiedene Zonen auf der Oberfläche. Die von früher her bekannten Knoten oder Inseln, die den Verlauf der verschiedenartigen Bänder unterbrechen, waren gewöhnlich nur sehr schwach zu erkennen. Es geht aus diesen neuesten Beobachtungen hervor, daß der Jupiter seit dem vorigen Jahre wiederum gewaltige Umwälzungen durchlebt hat.

Bergbau.

en. Große Flußspatlager sind in dem amerikanischen Staate Kentucky entdeckt worden. Eigentlich handelt es sich um keinen neuen Fund, da das fragliche Gebiet schon seit längerer Zeit der wichtigste Ursprungsort des für verschiedene Industrien unentbehrlichen Minerals gewesen ist, aber neue Untersuchungen, die von Dr. Richard Moldenke geleitet wurden, haben die Größe der vorhandenen Lager überhaupt erst festgestellt. Der Flußspat gehört durchaus zu den gewöhnlichen Mineralien, und tritt besonders in Erzgängen und in gewissen alten Gesteinschichten recht häufig auf. Man darf sagen, daß er keinem Lande gänzlich

fehlen dürfte, aber abbaufähige Lager sind trotzdem nicht übermäßig häufig. Deutschland besitzt sehr mächtige Gänge von derbem Flußspat bei Stolberg am Harz und bei Steinbach in Meiningen, ferner bei Böhendorf in Bayern, wo das Mineral wegen seines beim Reiben entfliehenden Säuregeruchs den Namen Stinkfluß erhalten hat. Ferner hat Oestreich und England einige Ausbente an Flußspat. All diese Lager werden aber durch die nordamerikanischen weit in den Hintergrund gerückt, und namentlich nach den neuesten Ermittlungen. Was die Staaten New York, Neu-Mexiko, Kalifornien, Colorado und Arizona liefern, kommt nicht viel in Betracht, und die des Flußspats bedürftige Industrie hängt im wesentlichen von der Ausbente im nordwestlichen Teile von Kentucky und im südlichen Teile von Illinois ab. In dem ersteren Gebiet sollen die Flußspatlager bis zu einer Tiefe von etwa tausend Fuß hinabgehen. Bei dem Orte Marion war die Ausbente in letzter Zeit bereits so bedeutend, daß nicht weniger als 160 000 Zentner Flußspat in Vorrat blieben. Die Gewinnung geschieht durch Schächte, die in der Reineigebene der Mineraladern in den Boden getrieben werden. Die Mineralblöcke werden erst roh zugehauen, ehe sie an das Tageslicht befördert werden. Dort werden sie gewaschen und sortiert. Der feine weiße Spat wird darauf in Steinmühlen zermahlen. Abgesehen von der wichtigen Rolle, die das Mineral in den Gemischen Fabriken spielt, wird es hauptsächlich als Flußmittel in der Eisen- und Stahlfabrikation und zur Aufschmelzung des Aluminium aus seiner Verbindung mit Sauerstoff benutzt. Uebrigens dient es in seinen schönsten Kristallen auch zur Herstellung eines Schmucksteins.

Humoristisches.

- Moderne Kinder. „Früher, wie ich noch so klein war wie Ihr, habe ich gar nicht gewußt, was Wein ist.“
- „Da siehst Du's wieder, Papa, wie gut Du es bei uns hast.“
- Tierschutz. Leutnant: „Johann, versuch mal das Wasser, ob es der Gaul laufen kann.“
- („Simplic.“).
- Der kranke Trinker. Arzt (Pillen verschreibend): „Wenn Ihnen die Pillen so zu bitter sind, so nehmen Sie dieselben in Oblate und darauf einen Schluck Wasser!“
- Patient: „Entschuldigen Sie, Herr Doktor, kann man das Wasser nicht auch in Oblate nehmen?“

Notizen.

- Gerhart Hauptmanns neues Drama führt den Titel „Der Sieger“. Es ist eine realistische Historie.
- Frau Sigrid Arnoldson beginnt in der nächsten Woche ein Gastspiel im Berliner Opernhaus.
- Der Wiener Komödiant und Direktormacher Hugo Thimig absolviert gegenwärtig am Hoftheater in Dresden, wie die Blätter melden, ein „Ehren-Gastspiel“. Was mag das für ein Ding sein?
- 43 000 Mark hat die Berliner Akademie der Wissenschaften neuerdings für ihre Zwecke bestimmt. Davon kommen 19 700 M. auf die physikalisch-mathematische, 23 300 M. auf die philosophisch-historische Klasse.
- Die Hamburg-Amerika-Linie hat beschlossen, ihre Passagierdampfer sowohl von Hamburg, wie von New York aus mit Brieftauben anzurufen, durch welche die Nachricht von wichtigen Vorläufen von hoher See aus auf dem schnellsten Wege der Meeresluft übermittelt werden kann. Mit der Ausbildung der für den Dienst der Hamburg-Amerika-Linie bestimmten Tauben ist im Frühling dieses Jahres begonnen worden. Kürzlich wurden beim Abgang des Schnelldampfers „Auguste Victoria“ von Cuxhaven um 8 Uhr morgens 23 Brieftauben aufgegeben, welche um 9 1/2 Uhr sämtlich in ihrem Schläge in Hamburg wieder eingetroffen waren. Sie hatten die in der Luftlinie etwa 90 Kilometer betragende Strecke in der kurzen Zeit von 1 1/2 Stunden, das heißt also 1 Kilometer in der Minute, zurückgelegt.
- Die skandinavischen Länder, Deutschland, England, Rußland und die Niederlande gedenken im Interesse der Seefischerei systematische Forschungen in der Ostsee, der Nordsee, dem nordatlantischen Ocean und den angrenzenden Teilen des Eismeres ins Werk zu setzen, zu welchem Zwecke nach einer Meldung der „Voss. Ztg.“ am 15. Juni in Stockholm ein internationaler hydrographischer Kongreß zusammengetreten wird. Beabsichtigt wird, ein ganzes Beobachtungsnetz zu errichten, um das Forschungsgebiet in der Weise zwischen den verschiedenen Ländern zu verteilen, daß jedes Land den Meeresteil erledigt, der an seine Küsten stößt. Die Forschungen erstrecken sich auf Strömungen und Tiefenverhältnisse, auf die Menge und Wesenhaftigkeit des Planktons, Salzgehalt und Temperaturverhältnisse des Wassers etc.
- Zu den seltensten Briefmarken gehören die beiden sogenannten Post-Office-Marken zu 1 Penny und 2 Pence, die auf der Insel Mauritius im Jahre 1847 kurze Zeit in Gebrauch waren. Ein im Jahre 1898 in alten Briefschaften entdecktes Stück erwarb ein englischer Händler für 15 000 Fr. und verkaufte es an einen Sammler für 25 000 Fr. Derselbe Sammler erwarb auch kürzlich ein in Bombay aufgefundenes noch auf dem Briefumschlag befindliches Doppeltstück der Marke zu 1 Penny für 45 000 Fr.